

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 2

Artikel: Begegnung mit einem Namenlosen
Autor: Schnabel, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

trauisch, dann jedoch sichtlich mit Wohlbehagen um den Kochherd herum. Als die «soupe au fromage à la Suisse» fertig war und ich ihm als erstem eine Gabel mit einem Brotwürfel daran in die Hand drückte, schüttelte er lachend den Kopf, brummte etwas von «drôles de gens» und . . . verbrannte sich den Mund. Das war das Zeichen für die auf der Lauer liegenden Matrosen, ebenfalls am Tisch Platz zu nehmen und Gabel und Brot zu ergreifen. Dann aber siegte die unwiderstehliche Macht des Fondues. Es schmeckte allen wunderbar und, was vielleicht noch wertvoller war, es schuf jene persönliche Atmosphäre der Freundschaft, die, wie es sich wirklich zeigte, über die Mahlzeit hinaus weiterbesteht. Auf jeden Fall: mein Ansehen als Koch war unbestritten. Ich genoss alle erdenklichen Vergünstigungen auf der Fahrt nach Marseille hinunter. Vor allem aber musste ich nicht — was mich davon abgehalten hatte: mit Rösti meine Karriere beginnen — Kartoffeln schälen . . .

Peter Schnabel

BEGEGNUNG MIT EINEM NAMENLOSEN

Als ich nach Hause ging, war er plötzlich hinter mir. Ein kleiner krummbeiniger und verwahrloster Kerl mit hungrigen Augen. Ein Hund. Er ging mir durch die ganze Stadt nach. blieb ich stehen, blieb er ebenfalls stehen. Senkte dann den Kopf und sah mich an. Sie kennen diesen Blick vielleicht: von unten herauf, flehend und einsam. Er bellte nicht, er sprang nicht um mich herum. Er war einfach da. Langsam wurde er mir lästig. Ich musste nach Hause. Man wartete auf mich. Und ich durfte keinen Hund heimbringen. Besonders keinen solchen Hund. Denn schön war er nicht. Eine Boulevardmischung. Kein Mensch hätte zu sagen vermocht, welcher Rasse er vielleicht und ganz von ferne angehörte. Ein Dackel war er bestimmt nicht, obwohl er klein und

krummbeinig war. Mag sein, dass unter seinen Urgrossvätern mal ein Dackel war.

Nun, ich hatte keine Zeit für Stammbaumforschungen. Ich wollte nach Hause, und wollte den Köter loswerden, der da, ich wusste nicht warum, eine plötzliche Zuneigung zu mir gefasst hatte. «Mach, dass du fortkommst!», sagte ich wütend. Wieder senkte er den Kopf und schaute mir von unten her in die Augen. Es war ein leidenschaftlich flehender Blick. Ein Hundeblick wie er im Buch steht. Und ganz innen wurde ich davon angerührt. Er tat mir leid. Aber helfen konnte ich ihm nicht. Ich durfte ihn ganz einfach nicht nach Hause bringen. Meine Eltern wollten keinen Hund mehr, seit sie den letzten hatten erschiessen lassen müssen. Und gar einen so verwahrlosten und hässlichen Köter. Man hätte uns ja überall ausgelacht. «So mach doch endlich, dass du fortkommst», schrie ich noch einmal und trat nach ihm. Er jaulte ein bisschen, wich meinem Fuss aus und sah mich von neuem mit jenem Blick an, der mich hilflos machte. Und auf einmal, ihr werdet es nicht glauben, machte er Männchen. Stellte sich auf die Hinterpfoten, liess die Vorderpfoten hängen und blickte mich an, als ob er sagen wolle: «Was sagst du jetzt dazu?»

Ich musste lachen. Es war zu komisch. Hunde mag ich sowieso gut. Aber was sollte ich tun? Dieser Köter da warb um mich wie ein Verliebter um eine Frau. Er wollte mir mit seiner Geschicklichkeit imponieren, mich mit seinem flehenden Blick erweichen. Er warf alles in den Kampf um meine Zuneigung. Und doch: diesen Hund, verwildert, struppig, dessen Pfoten stets zuckten, als ob er sich kratzen wolle, der also voller Flöhe war, ihn durfte ich nicht heimbringen. O nein, gewiss nicht. Obwohl — meine Sympathie hatte er sich erobert. «Mach, dass du fortkommst!» sagte ich noch einmal. Aber nicht mehr so grob. Und ging weiter.

Der Hund auch. Ich sage euch: er begleitete mich nach Hause, als ob er zu mir gehöre. Ich machte rasch die Haustüre auf und schloss sie, so dass er draussen bleiben musste. Da begann er leise zu jaulen. Mir war, er jammere und flehe mich an, ihn doch hineinzulassen.

«Mutter», sagte ich zwischen Lachen und Weinen, «da draussen ist ein Köter, der läuft mir schon die ganze Zeit nach. Hörst du ihn jaulen?»

«Ja», sagte sie. Sie machte leise das kleine Guckfenster auf und sah hinaus. «Er liegt vor der Türe und wartet. Schön ist er nicht. Aber er hat einen

schönen Blick. Warm und feucht. Warum hast du ihn denn nicht fortgejagt?»

«Ich wollte ja. Ich habe ihm sogar einen Tritt gegeben. Aber er wollte und wollte mich nicht verlassen. Was sollen wir nur tun?» Ich war sehr unglücklich.

«Holen wir ihn herein», sagte sie, nachdem sie mich eine Weile schweigend angeschaut hatte. Sie öffnete die Türe und schon stand er vor mir, machte Männchen und sah mich an. «Da siehst du es selbst», sagte ich hilflos.

Mutter legte ihm einen Sack hin, auf dem er sich sofort niederliess. Und ich glaube, er hat erleichtert aufgeseufzt. Dann holte ich einen Teller mit Fleischresten, stellte ihn vor ihn hin und er begann sofort zu fressen.

Wir setzten uns in die Stube und assen zu Nacht. Dann plauderten wir ein wenig. Vater war fort und würde erst in zwei Tagen wiederkommen. Nachher ging ich in den Korridor hinaus, um nach meinem neuen Freunde zu sehen. Er hatte alles, was er gefressen, wieder von sich gegeben.

«Mutter, ich glaube, er ist krank.»

«Aber nein», beruhigte sie mich. «Er hat vermutlich lange gehungert und nun erträgt sein Magen das Essen nicht mehr. Geben wir ihm ein wenig Milch.» Die Mutter stellte eine Schale mit Milch vor ihn hin, er beugte sich darüber und wollte zu lappen beginnen, aber sein Kopf fiel herunter und blieb auf der Schale liegen. Wir sahen uns an. «Was hat er nur», sagte ich unglücklich. «Vielleicht war er wirklich fast verhungert.» Ich half ihm, sich zurückzulegen, setzte mich zu ihm und streichelte ihn. Er leckte mir

die Hand. «Warten wir», sagte Mutter, «vielleicht geht es ihm langsam besser.» Wir warteten. Aber es ging ihm nicht besser. O nein, es ging ihm schlechter. Er versuchte aufzustehen, konnte aber nicht, die Hinterbeine versagten. Sie schienen gelähmt zu sein. «Vielleicht hat ihm jemand Gift gegeben», sagte sie.

«Glaubst du, dass er sterben muss?» fragte ich.

«Vielleicht. Ich weiss nicht. Wir wollen abwarten.» Es wurde schlimmer. Nun keuchte er und winselte leise. Ich streichelte ihn und sagte verzweifelt: «Hoffentlich muss der Kerl, der ihm Gift gegeben hat, auch einmal so leiden.» Dann wandte ich mich zur Mutter und schrie sie zornig an: «So tu doch etwas, steh doch nicht herum und weine. Siehst du denn nicht, wie er leidet?» Ich war ungerecht, ich wusste es, aber dass die Mutter weinte, brachte mich noch mehr durcheinander und so flüchtete ich mich hilflos in den Zorn.

Wieder streichelte ich den Hund, und während ich ihn streichelte, keuchte er noch mehr — und dann schien etwas vorzugehen: sein Fell wurde auf einmal merkwürdig trocken und spröde. Und da wusste ich: er war tot.

Ich sagte nichts. Ich war ganz leer. Tags darauf begruben wir ihn im Garten. Er war in mein Leben getreten. Namenlos. Und namenlos war er wieder gegangen. Und noch heute weiss ich nicht und gäbe viel darum, es zu wissen: ahnte er, dass er sterben musste. Wollte er dabei nicht allein sein, als er dies vor sich sah, das jede Kreatur durchmachen muss: den Weg in die Dunkelheit. War er darum zu mir gekommen?

Richard Gerlach

S A N D

*Was hält der Mensch auf der Hand?
Der Wind bläst über den Sand,
schleudert die Körner empor,
bis jede Spur sich verlor.*

*Die Düne wandert fort
und hat keinen stetigen Ort,
rinnt übers Seeschwalbennest.
Wir aber, wir ständen fest?*

*Sanduhr, verrieselnde Zeit,
eben begonnen, schon weit,
Strähnen von Körnern im Wind.
Weiss nicht, wo morgen wir sind.*